

Leseprobe aus:

Jacques Ravenne, Eric Giacometti

Im Zeichen der Assassinen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

Akkon

Großer Saal

18. Mai 1291

Ein metallenes Geräusch hallte durch das Gewölbe des Großen Saals und ließ Guillaume de Beaujeu aus seiner Erstarrung auffahren. Durch die Vorhänge hindurch sah er einen Mann in Rüstung auf einem Brett liegen, das als Tragediente. Seit dem Beginn des Angriffs der Ungläubigen wurde der zu einem Lazarett umfunktionierte Saal immer voller. Ununterbrochen wurden verletzte und stöhnende Menschen in diesen mittlerweile überfüllten, stinkenden Raum gebracht, den Schmerzensschreie und Blutgeruch beherrschten.

Der Vorhang, der die improvisierte Ratskammer von den Bankreihen trennte, in denen die Verletzten lagen, konnte die Ausbreitung des Verwesungsgeruchs nicht aufhalten. Guillaume de Beaujeu, Großmeister des Templerordens, stützte den Kopf auf die Hände. Draußen tobte der Kampf. Am späten Vormittag war der Turm der Verdammnis an die Ungläubigen gefallen. Er trug seinen Namen zu Recht: Bislang war bei jeder Belagerung Akkons nach seinem Verlust die ganze Stadt gefallen. Jeder wusste, dass der Turm unbedingt zurückerobert werden musste, egal zu welchem Preis. Davon waren alle überzeugt – alle, außer Guillaume de Beaujeu. Er, der so viele Gefechte miterlebt, so vielen Feinden den Garaus gemacht und auf allen Schlachtfeldern des Orients Blut vergossen hatte, er, dessen Ruhm und Name

dies- und jenseits des Mittelmeers in aller Munde war, ihn hatte der Mut zum Gegenangriff verlassen.

Seit dem verzweifelten Beschluss, alle verfügbaren Truppen zu mobilisieren und sich zur Wehr zu setzen, hatte er nur tatenlos dagesessen und darauf gewartet, dass seine Willenskraft zurückkehren und die peinliche Angst verschwinden würde. Vergebens, ihm fehlte jegliche Antriebskraft. Er war nicht mehr Guillaume de Beaujeu, Großmeister des Templerordens, sondern ein Mann am Ende seiner Kräfte, ein alter Ritter, der beim leisesten Stöhnen eines Verwundeten zu zittern begann.

Der Verwesungsgeruch wurde immer penetranter. Aus dem provisorischen Lazarett drang ein lauter werdendes Brüllen herüber, das dann jedoch plötzlich verstummte. Stattdessen wurde jetzt ein Gebet hörbar, mit dem eine weitere Seele in Gottes Hände gegeben wurde. Hölle und Paradies wurden heute gut gefüllt. Stöhnend krümmte sich Guillaume de Beaujeu. Er fühlte sich, als würde es ihn zerreißen. Dicke Schweißtropfen hatten sich auf seiner Stirn gebildet. Blanke Panik ergriff ihn.

«Er ist da!»

Der Vorhang wurde zur Seite geschoben, und die hagere Gestalt des Beichtvaters Caëtani erschien, die Hände unter dem Talar gefaltet. Beaujeu, dem das Entsetzen ohnehin schon ins Gesicht geschrieben stand, wurde aschfahl. Zwei Männer mit schwarzen Turbanen auf dem Kopf folgten ihm und zogen hinter sich den Vorhang hastig wieder zu. Ihre dunklen Augen glühten wie Kohle.

«Es ist an der Zeit, Meister», verkündete der Beichtvater. Guillaume de Beaujeu wich zurück.

«Nein, Caëtani, nein, mir ist die Schande lieber als ...»

«Hassan, Brahim, ergreift ihn!»

Die beiden Ungläubigen überwältigten ihn, und im nächsten Moment lag Guillaume de Beaujeu am Boden.

Brahim zog einen Zirkel aus seiner Tunika und setzte dem Großmeister eine der beiden Spitzen an die Schläfe.

«Ich habe diesem Mann die Hand Gottes aufgelegt. Nenn mir die erste heilige Zahl ...»

«... die nur Gott und sein wahrer Prophet kennen», beendete Hassan, der Guillaume de Beaujeu festhielt, den Satz. Der Ritter versuchte verzweifelt, sich zu befreien, doch es gelang ihm nicht.

«Allah hat seinem Propheten die Zahlen anvertraut», fuhr Hassan fort, «mit denen sich das Tor zum Paradies öffnet, mit denen sich der geheime Tempel auftut. Niemand hat Zugang, der nicht sein gesamtes Menschsein, die Sünde und die Schwäche, aufgegeben hat, die ihn von Gott trennen.»

«Miss die erste Zahl ab, um die nördliche Säule zu errichten», befahl Brahim.

Bedächtig holte Hassan ein Winkelmaß aus der Tasche, stellte damit die Öffnung des Zirkels ein, und schon ritzte die Nadel am Ende des zweiten Schenkels quer durch die Haut des Großmeisters.

«Wir haben die erste Zahl», verkündete Brahim. «Jetzt noch die zweite, dann ist der Winkel perfekt.»

Mit Hilfe des Winkelmaßes änderte Hassan die Gradzahl. Der Zirkel wurde an einer anderen Stelle angesetzt und ritzte die Haut dieses Mal längs ein.

Auf Guillaume de Beaujeus Schläfe entstand ein blutiges Kreuz. Zielsicher stieß Brahim den spitzen Zirkel in die Mitte dieses Kreuzes.

«Ab jetzt, Guillaume de Beaujeu, wirst du immer fremd sein.»

Die stählerne Spitze durchbohrte den Schädel.

ERSTER TEIL

Und schein ein Heil'ger, wo ich Teufel bin.

William Shakespeare, Richard III.

*Heutzutage muss ein Chef, der überleben will,
revolutionär sein.*

Vladimir Boukovsky, russischer Dichter

1

Paris

Musée de Cluny

Aus den riesigen Lautsprechern, die in allen vier Ecken des Museumshofs angebracht waren, schallte eine ohrenbetäubende Technoversion der *Ode an die Freude*. Der Andrang war enorm. Frauen in Abendkleidern und Männer im Smoking defilierten im Blitzlichtgewitter der Kameras. Der Sicherheitsdienst wirkte überfordert. Bekannte Schauspielerinnen, magersüchtige Models, die Promis, die die letzten Seiten der Klatschmagazine füllten, sie alle lächelten gekonnt für die Fotografen, während sie gleichzeitig versuchten, so schnell wie möglich zum Eingang zu gelangen. Lange smaragdgrüne Banner, auf denen in Schwarz ein stilisiertes S prangte, hingen an den Mauern des Innenhofs. Als hätte das Anwesen einen neuen Besitzer, dem es wichtig war, all seine Gäste, die ihm an diesem Tag die Ehre erwiesen, daran zu erinnern.

Die Rufe aus allen Richtungen trugen zur Nervosität des Sicherheitschefs bei. Er stand auf einer Bank in der Ecke des Hofes und ließ die Menge nicht aus den Augen. Abgehackt hörte er die Stimmen seiner in der Menschenmenge verteilten Mitarbeiter durch seine Ohrstöpsel. Ab und zu blickte er beunruhigt auf die lange Gästeliste voller prominenter Namen. Eine ungefähr vierzig Jahre alte Frau in einem nachtblauen Kostüm stand neben ihm und beobachtete das Treiben amüsiert. Der Chef des Sicherheitsdienstes fluchte:

«Dreiundvierzig VIPs müssen noch rein. Bei so vielen Menschen ist es unmöglich, hier den Überblick zu behalten. Für diese Veranstaltung hätte es ein Dutzend größere Museen gegeben, stimmt's? Aber ausgerechnet dieses mittelalterliche Ding musste es sein. Wer ist der Schwachkopf, der auf diesem Museum bestanden hat?»

Die Frau löste ihren Blick von der Menge und lächelte ihn an.

«Das wissen Sie ganz genau. Gott höchstpersönlich. Und wenn der Big Boss der Stone Corporation Frankreich eine Entscheidung fällt, dann findet man sie besser genial. Also ist dieses Museum der perfekte Ort für den VIP-Abend des Jahres. Sehen Sie es positiv: Bewundern Sie lieber, was für eine wunderbare Figur Monica Bellucci in ihrer schwarzen Satin-Robe macht. Ich hasse sie schon, wenn ich sie nur anschau.»

«Dafür habe ich keine Zeit! Ich habe oft genug gesagt, dass es unmöglich ist, Leute in so einem Museum zu überwachen. Jeder Idiot kann uns hier austricksen.»

«Sie langweilen mich mit Ihrem Pessimismus, Carlo. Machen Sie Ihren Job. Ah, da ist Victor ja!»

Die Frau stieg von der Bank und bahnte sich einen Weg an der Sicherheitsabspernung entlang. Sie durfte Victor Léandre, seit sieben Monaten Chef der Stone, heute auf keinen Fall von der Seite weichen. Denn sie, Claire Bourdon, Kommunikationschefin des Unternehmens, hatte heute ihren entscheidenden Tag. Wenn nur eine Kleinigkeit schiefging, wäre sie ihren Job los.

Doch selbst sie hatte nicht verstanden, warum ihr Chef die Veranstaltung unbedingt im Musée de Cluny machen wollte. Der Louvre, der Grand Palais oder das Centre Pompidou wären für den Anlass viel angemessener gewesen.

Aber nein, Léandre hatte das Cluny gewollt. Er hatte ein Faible fürs Mittelalter. Also hatte sie sich gefügt. Seinem Vorgesetzten widersprach man nicht.

Sie beschleunigte den Schritt. Ihr attraktiver Chef ging zwanzig Meter vor ihr. Sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass dieser ungewöhnliche Typ jetzt dieses riesige Unternehmen mit fünfzehntausend Angestellten leitete, das führend im Bereich der Informatik war. Der stets gutgelaunte, wortgewandte Mann in den Vierzigern mit dem zerzausten Haar, der eine Aversion gegen Krawatten hatte, war das genaue Gegenteil seines Vorgängers, ein steifer Funktionär im grauen Anzug. Die Ernennung eines so untypischen Kandidaten hatte alle mehr als überrascht. Als jahrgangsbester Absolvent der Elitehochschule ENA hätte der neue Vorstandsvorsitzende im Stab eines Ministers anfangen und dann seine Kontakte nutzen können, um in einem großen Industrieunternehmen Karriere zu machen. Doch er schlug einen anderen Weg ein. Nach einer kurzen Anstellung beim damaligen Premierminister hatte er zwei Jahre lang bei einer Hilfsorganisation am anderen Ende der Welt gearbeitet. Eine Entscheidung, die er aus ethischen, humanitären Gründen getroffen hatte, wie er beim Amtsantritt auf dem Willkommensempfang im Montparnasse-Turm erklärt hatte, wo das Unternehmen ansässig war. Anschließend dann die Kehrtwende und eine Karriere in der Privatwirtschaft. Jedes Jahr hielt er sich jedoch mindestens zwei Wochen für karitative Arbeit frei. Das Unternehmen hatte ihm sogar fast eine Million Euro zur Verfügung gestellt, um die Hilfsorganisation, für die er gearbeitet hatte, zu unterstützen. Außerdem hielt er seine Mitarbeiter immer wieder dazu an, afrikanischen Waisenkindern, Behinderten in Rumänien oder Tsunami-Opfern zu helfen.

Der Kerl war ein wahres Medientalent, dachte Claire Bourdon und ließ ihn nicht aus den Augen. Er hatte sogar einen Dienstwagen abgelehnt und kam stattdessen, zur Verblüffung der gesamten Führungsriege des Unternehmens, die ausnahmslos protzige Limousinen fuhr, mit dem Motorroller zur Arbeit.

Sie schloss zu ihm auf.

Schelmisch lächelte er sie an. Wieder einmal fiel ihr auf, wie attraktiv, fast jungenhaft, er war. Er griff nach ihrem Arm, als wollte er bei ihr Schutz suchen.

«Meine liebe Claire! Es ist wirklich ein Vorteil, kein Star zu sein. Man wird wenigstens in Ruhe gelassen. Gerade hat ein Fotograf zu mir gesagt, ich stünde im Weg, weil er einen Fernsehmoderator knipsen wollte.»

Sie lachte laut. Er war nicht nur attraktiv, sondern hatte auch einen ganz eigenen Humor. Eine Selbstironie, die ihm stets alle Sympathien einbrachte.

«Das ist ja wohl ein Scherz, lieber Victor. Sie sind heute Abend der Gastgeber. Ihr Foto wird in allen Magazinen und Zeitschriften abgedruckt werden. Der dynamische neue Chef der Stone Corporation Frankreich, umgeben von allen, die in Paris Rang und Namen haben. Keine Sorge, ich habe schon arrangiert, dass Sie mit den wichtigsten Stars fotografiert werden.»

Als sie das Portal erreicht hatten, wo sich unzählige Menschen drängten, flüsterte er ihr ins Ohr:

«Ich werde Ihnen etwas anvertrauen: Ich war heute Nachmittag schon hier, um die Örtlichkeiten zu besichtigen, und der Konservator war so freundlich, mir eine kleine Privatführung zu geben. Ist das nicht nett?»

Die Kommunikationschefin stimmte zu, musste aber gleichzeitig an die hundert Millionen Euro denken, die

Stone bezahlt hatte, um zum «Privilegierten Förderer» des Museums zu werden. Wenn jemand so viel spendete, war eine Privatführung ja wohl das Mindeste.

Sie grüßten die in kleinen Gruppen um das Buffet stehenden Menschen und posierten kurz für den Hausfotografen. Claire Bourdon setzte ihr strahlendstes Lächeln auf und stellte sich dicht neben ihren Chef. Das Bild würde später auf der ersten Seite der monatlich erscheinenden Unternehmenszeitung von Stone abgedruckt werden, deren Chefredakteurin sie war. Alle Kollegen würden sehen, wie gut ihr Verhältnis zum Chef war. Eines der Hauptziele des Abends war damit erreicht. Léandre fasste sie am Arm, um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, und zeigte diskret auf eine Gruppe Männer, die mit den regelmäßig in der *Gala* oder ähnlichen Blättern abgelichteten Promis nichts gemein hatten. Sie unterhielten sich angeregt.

«Das sind hohe Tiere aus dem Aufsichtsrat. Die müssen wir später unbedingt noch begrüßen.»

«Mit Vergnügen.»

Der Vorstandsvorsitzende der Stone Corporation runzelte die Stirn bei ihren Worten.

«Mit Vergnügen hat das nichts zu tun ... das sind lauter Langweiler. Aber egal. Wussten Sie, dass ich eine wahre Passion fürs Mittelalter habe? Ich habe ganze Tage in diesem Museum zugebracht, als ich für die Prüfungen an der ENA gelernt habe. Manchmal habe ich fast geglaubt, in einem anderen Jahrhundert zu leben.»

Sie machte große Augen, als hätte er ihr ein spektakuläres Geheimnis anvertraut.

«Das ist doch schön, Victor», antwortete sie betont heiter. «Ich habe auch eine Vorliebe für ... äh ... Rüstungen und all so was ...»

Er lächelte.

«Das überrascht mich nicht, Sie sind offenbar an allem interessiert. Dabei fällt mir ein, was halten Sie von dem neuen Stone-Hilfsprogramm für Frauen im Irak?»

«Wundervoll. Ich war begeistert, als ich davon gehört habe, Victor. Für Frauenrechte sollte man sich überall auf der Welt einsetzen.»

Im Small Talk war sie kaum zu schlagen – eine Fähigkeit, die sie sich im Laufe der Jahre an der Seite der Chefs führender französischer Aktiengesellschaften angeeignet hatte.

Sie stand jetzt direkt neben Léandre und wurde von der Menge noch näher an ihn herangedrängt. Sie wagte kaum, sich auszumalen, was passieren würde, wenn er mit ihr flirtete. Nicht, dass sie etwas dagegen hätte, allerdings schien dies nicht der geeignete Ort zu sein. Niemand würde sie bemerken. Zu viele Leute und kein einziger Fotograf, der die Szene festhalten könnte.

Léandre beugte sich zu ihr und lächelte sie herzlich an.

«Darf ich Ihnen noch etwas anderes anvertrauen?»

Claire Bourdon war im siebten Himmel, hingerissen von seinen leuchtend blauen Augen.

«Natürlich, aber Vorsicht, keine Dummheiten», kokettierte sie und sah ihm tief in die Augen. Dabei fiel ihr auf, dass er farbige Kontaktlinsen trug.

«Keine Sorge, ich will Sie lediglich ... töten. Darf ich?»

2

Akkon

18. Mai 1291

Plötzlich war die Sonne verschwunden. Eine riesige Wolke aus Pfeilen verdunkelte den Himmel, und im nächsten Moment regnete es Metallspitzen auf die Verteidiger der Festungsanlage. Seit dem Morgen waren sie diesen mörderischen Angriffen ausgesetzt, unterbrochen lediglich von Schüssen der Katapulte, die in der Stadt einschlugen. Die Ungläubigen hatten es besonders auf das am Hafen gelegene Venezianische Viertel abgesehen, um den Zugang zu den Schiffen zu blockieren und die Bevölkerung so an der Flucht zu hindern. Denn die Emire, die die arabischen Truppen anführten, waren auf Sklaven, Frauen und Kinder aus, die sie auf den Märkten Ägyptens und Syriens verkaufen wollten.

Wieder prasselte ein Pfeilregen auf die Wehrmauer nieder. Guy d'Aynac warf sich zu Boden und hoffte, sein Helm und sein Kettenhemd würden ihm Schutz vor den Pfeilen bieten. Hunderte von Spitzen prallten gegen die Mauer. Der Tempelritter drückte sich gegen die Wand und hörte das andauernde metallische Hämmern. Er fühlte sich wie in den Nächten seiner Kindheit, als der Hagel auf das Schieferdach des Familienanwesens prasselte und er barfuß über die eiskalten Fliesen in das Bett seiner Amme gerannt war. Genauso fürchtete er sich jetzt, zwanzig Jahre später. Eine entsetzliche Angst vor dem Weltuntergang packte ihn. Er kroch zwischen den Toten hindurch, die seit dem Morgengrauen immer zahlreicher wurden, und suchte Schutz an einer Stelle, wo die Mauer noch nicht beschädigt war. Sein Gesicht war schweißüberströmt, als er einen vorsichtigen Blick durch die nächste Schießscharte wagte.

Vor Schreck verschlug es ihm fast den Atem.

Allah beherrschte alles. Eine riesige Staubwolke wirbelte auf die Festungsanlagen der Stadt zu. Die Erde begann unter der unsichtbar näher rückenden Armee der Sarazenen zu beben, rhythmische Trommelschläge heizten den Sturmangriff an. Als sich der Staub gelegt hatte, hörte man einen Schrei des Entsetzens von der Mauer.

Eine gewaltige Welle von Soldaten brandete über den Horizont.

Der Turm der Verdammnis war zurückerobert worden und wurde bislang noch gehalten. Doch die Sarazenen begnügten sich nicht mehr damit, die Stadt mit unzähligen Pfeilen und Steinen zu beschießen. Sie hoben auch schmale, kaum sichtbare Gänge bis zum Fuß der Festungsanlagen aus, wo geschickte Baumeister die Fundamente untergruben, was die Mauer kurz vor der Erstürmung zum Einstürzen bringen würde. Seit Beginn der Belagerung waren auf diese Art bereits vier Türme gefallen, sodass die Angreifer die äußerste Verteidigungslinie niedergerungen hatten.

Eine einzige Mauer schützte die Stadt jetzt noch, sie wurde vom Turm der Verdammnis aus befehligt. Sie war die letzte Hoffnung der Christen, bevor sie hilflos mit ansehen müssten, wie ihre Feinde über die Stadt herfielen.

Fassungslos sahen die Christen, wie etliche Leitern an den letzten Schutzwall gelegt wurden, innerhalb kürzester Zeit wurden Taue um die Zinnen geschlungen.

Unten am Boden, im Staub des Kampfes, hämmerten die Krieger gegen die Mauer und brachen Steine heraus.

Die Christen wehrten sich nicht mehr. D'Aynac beobachtete von seinem Platz hinter den Schießscharten, wie die Verteidiger des Turms ihre Positionen aufgaben und

versuchten, sich in Sicherheit zu bringen. Verstümmelte Körper fielen aus den Fenstern.

Bald war die Plattform ganz oben der einzige Zufluchtsort für die Überlebenden: Erschöpft und verstört wartete eine Handvoll Ritter auf die sichere Gefangennahme.

Doch was kam, war der Tod.

Ohne Rücksicht auf Verluste schlugen die arabischen Krieger ein Loch in den Sockel des Turms und füllten das Innere mit trockenem Holz. Als sie kurz darauf das Gemäuer durch Öffnungen in den höheren Stockwerken über Leitern wieder verließen, legte sich bleierne Stille über das Schlachtfeld.

Verzweifelt wandte d'Aynac den Blick ab, als die Flammen unaufhaltsam den Turm hinaufkrochen, der sich nun für alle, die sich darauf geflüchtet hatten, in einen Scheiterhaufen verwandelte.

Beißender Qualm hüllte die zerstörten Mauern ein und zog bald auch durch die Straßen der Stadt. Der Brandgeruch jagte den ohnehin verschreckten Einwohnern noch mehr Angst ein. In den Kirchen, wo die Feuerglocken läuteten, schlugen sich die verzweifelten Frauen schreiend auf die Brust, die Priester flehten Gott kniend um Gnade an. Doch der Qualm breitete sich genauso unerbittlich aus wie die Nachricht, dass eine Welle aus Gewalt und Tod die Stadt überrollen würde.

Jemand klopfte Guy d'Aynac auf die Schulter. Er blickte auf und sah sofort das rote Kreuz des Templerordens auf der Brust des Bruders, der vor ihm stand.

«Hier wirst du sterben. Steh auf und komm mit. Wir werden bei den Verwundeten gebraucht.»

Zögernd setzte sich d'Aynac in Bewegung.